

Ueber „Gestaltqualitäten“.

Von

H. CORNELIUS.

In meiner Psychologie¹ habe ich versucht, die Darstellung der psychischen Thatsachen mit Hülfe einer möglichst geringen Zahl fundamentaler Begriffe zu leisten und — zu diesem Zwecke — aus der Darstellung der Thatsachen alle jene Begriffe auszuschließen, welche sich nicht empirisch legitimiren lassen, welche also der Darstellung einen dogmatischen oder hypothetischen Charakter verleihen würden.

Es war mir an jener Stelle zunächst nur um die positive Durchführung einer solchen rein empirischen Darstellung der Grundthatsachen des psychischen Lebens zu thun. Für speciellere Probleme die Folgerungen aus den gewonnenen Principien zu ziehen blieb späterer Arbeit vorbehalten; ebenso hatte sich die Auseinandersetzung mit hergebrachten Theorien zunächst auf das zur Abwehr von Mißverständnissen nothwendige Maafs zu beschränken. Was in der einen wie in der anderen Richtung zu thun blieb, schien mir besser als in Buchform in einer Reihe einzelner Abhandlungen seine Stelle zu finden.

Den Anlaß, die Reihe dieser Abhandlungen nunmehr zu eröffnen, entnehme ich der jüngst erschienenen Arbeit MEINONG's über Gegenstände höherer Ordnung und deren Verhältniß zur inneren Wahrnehmung.²

Indem MEINONG in dieser Arbeit die Einwände zu entkräften sucht, welche von SCHUMANN³ gegen den EHRENFELDSchen Begriff der „Gestaltqualitäten“ erhoben worden sind, wendet er sich nicht bloß gegen die Ausführungen SCHUMANN's, sondern auch gegen die — das Abstractionsproblem im Allge-

¹ Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Leipzig, B. G. Teubner, 1897.

² Diese Zeitschrift 21, 182 ff.

³ Diese Zeitschrift 17, 106 ff.

meinen betreffenden — Aufstellungen, welche SCHUMANN den Vorlesungsdictaten G. E. MÜLLER's¹ entnommen und seinen eigenen Betrachtungen vorangeschickt hat. Soweit die SCHUMANN'sche Veröffentlichung einen Einblick in die MÜLLER'sche Abstractionstheorie gewährt, deckt diese sich so gut wie vollkommen mit der von mir² für die betreffenden Thatsachen gegebenen Erklärung. MEINONG's Widerspruch gegen die erstere trifft daher indirect auch meine Ausführungen.

Meine Absicht ist, zunächst diesen Widerspruch abzuwehren, soweit er sich gegen die Grundlagen der genannten Theorie richtet, weiter aber auf eine Folgerung aus dieser Theorie hinzuweisen, welche von SCHUMANN anscheinend übersehen worden ist und welche gerade diejenige Lücke ausfüllt, durch die allem Anschein nach MEINONG zum Widerspruch gegen die Theorie herausgefordert worden ist. Weit gefehlt nämlich, daß sich aus den MÜLLER'schen Aufstellungen irgendwelche Einwände gegen den Begriff der Gestaltqualitäten herleiten ließen, ergiebt sich dieser Begriff vielmehr als unmittelbare Consequenz der in Rede stehenden Theorie.

Bei der ersten Lectüre von SCHUMANN's Abhandlung hatte ich geglaubt von einer nochmaligen Aeußerung hinsichtlich des letzterwähnten Punktes absehen zu dürfen, da ich meine eigenen Untersuchungen über diese Frage gerade vorher veröffentlicht hatte: auf eben erst Gesagtes sogleich nochmals hinzuweisen schien mir weder erforderlich noch passend. MEINONG's Artikel zeigt mir, daß meine Publication auf die Entwicklung und Schlichtung der Streitfrage bisher keinen Einfluß gewonnen hat. Ich sehe mich daher in die Nothwendigkeit versetzt nochmals das Wort zu derselben zu ergreifen.

1. Die „distinctio rationis“ bei einfachen Inhalten.

Unter einfachen „Inhalten“ ist im Folgenden dasjenige verstanden, was MÜLLER³ als einfache „Qualitäten“ bezeichnet. Ich ziehe den ersteren Ausdruck vor, um Mißverständnisse bezüg-

¹ A. a. O. S. 107.

² Psychologie S. 50 ff.

³ A. a. O. S. 107.

lich des später zu gebrauchenden Terminus „Gestaltqualitäten“ auszuschließen, welcher nicht „Inhalte“, sondern nur „Eigenschaften“ oder „Merkmale“ (nach MÜLLER's¹ Terminologie: „Modificationen“) von (complexen) Inhalten bezeichnen soll. Der Gegensatz von „Inhalt“ und „Merkmal oder Modification des Inhaltes“ trifft zusammen mit dem Gegensatz der sonst wohl üblichen Bezeichnungen „concreter“ und „abstracter“ Inhalte. Ich adoptire diese Bezeichnungen hier deshalb nicht, weil die folgenden Betrachtungen erst darüber entscheiden sollen, wie weit jene „abstracten Inhalte“ überhaupt als Inhalte, d. h. als unmittelbar Vorgefundenes oder Vorgestelltes auftreten können.

Die Unterscheidung verschiedener Merkmale oder Modificationen eines Inhaltes gründet sich nach MÜLLER darauf, daß die Inhalte nach ihren Aehnlichkeiten in Gruppen zusammengefaßt und mit gemeinsamen Namen bezeichnet werden. Nichts Anderes als die Zugehörigkeit eines Inhaltes zu verschiedenen solchen Gruppen von unter einander ähnlichen und deshalb gleich benannten Inhalten ist es hiernach, was wir meinen, wo wir von den verschiedenen Merkmalen eines Inhaltes sprechen. „So kann z. B. ein einfacher Klang gleichzeitig der Gruppe der sogenannten tiefen Töne, sowie der Gruppe der schwachen Töne und auch der Gruppe der als weich charakterisirten Töne angehören und man kann alsdann an demselben die drei Modificationen seiner Tiefe, Schwäche und Weichheit unterscheiden.“²

Die primäre Thatsache, auf die sich die Unterscheidung mehrerer Merkmale an einem einfachen Inhalte gründet, ist hiernach die, daß der betreffende Inhalt verschiedenen Gruppen ähnlicher Inhalte angehört, oder, wie ich dies früher³ ausgedrückt habe, daß er Aehnlichkeiten mit verschiedenen Inhalten auf-

¹ Ebendasselbst.

² A. a. O. S. 107. — Wenn SCHUMANN (daselbst S. 112) seine eigenen Ausführungen, denen er die MÜLLER'schen Dictate vorausschickt, mit der Bemerkung beginnt, daß es nicht sicher festgestellt sei, wie wir dazu kommen, an der untrennbaren Einheit einer Tonempfindung die Eigenschaften der Intensität, Qualität und zeitlichen Dauer zu unterscheiden und diese Frage zu den „anderen fundamentalen Problemen“ rechnet, die noch nicht gelöst seien — so verstehe ich nicht, weshalb er die MÜLLER'sche Theorie vorher mittheilt. Diese zeigt ja gerade, wie jene Unterscheidung zu Stande kommt.

³ Psychologie S. 50.

weist, die unter einander nicht dieselbe Aehnlichkeit zeigen. Die gleiche Thatsache bezeichnet der Ausdruck, daß ein Inhalt in verschiedener Hinsicht oder in verschiedener Richtung Aehnlichkeiten mit anderen Inhalten zeigt. Im Wesentlichen stimmt die gegebene Erklärung der Unterscheidung einer Mehrzahl von Merkmalen an einem einfachen Inhalte mit derjenigen überein, welche HUME¹ für die „*distinctio rationis*“ gegeben hat, aus der er aber die Consequenzen für die Abstractions- und Urteilslehre zu ziehen versäumt hat.

Die Entwicklung und Verfeinerung der in Rede stehenden Unterscheidungen habe ich anderwärts² ausführlich besprochen. Ich habe daselbst insbesondere gezeigt, wie die Bedeutung der Worte zu Stande kommt, die zur Bezeichnung jener Aehnlichkeitsgruppen und eben damit der verschiedenen Merkmale der betreffenden Inhalte dienen. Der an jener Stelle³ gegebene Hinweis auf Prädicate, wie „schneeweiß“, „glockenrein“ und ähnliche mag als plausible Illustration der oben allgemein bezeichneten Thatsache hier nochmals seine Stelle finden: Prädicate dieser Art lassen noch in der Form des sprachlichen Ausdrucks deutlich jene Bezugnahme auf die Aehnlichkeiten des Bezeichneten mit bestimmten vorhergegangenen Erlebnissen erkennen, auf die sich Bedeutung und Anwendung dieser Prädicatsworte gründet.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß nach der soeben vorgetragenen Theorie die „gemeinsamen Merkmale“ einfacher Inhalte nicht etwa allgemein zur Erklärung der zwischen diesen Inhalten bestehenden Aehnlichkeit Anwendung finden können — in der Weise, wie man die Aehnlichkeit einer Tapete mit einer anderen auf die Gleichheit der Farbe, oder die Aehnlichkeit zweier Nüancen von Rosa auf das gemeinsame Merkmal der rothen Färbung zurückzuführen gewohnt ist. Denn die Behauptung jener Gleichheit der Farbe oder dieser gemeinsamen rothen Färbung ist nach der vorgetragenen Theorie nichts als die Behauptung der Aehnlichkeit beider Inhalte mit von früher her bekannten anderweitigen Inhalten. Insofern diese beiderseitige Aehnlichkeit mit anderen Inhalten auch die

¹ Treatise on Human Nature, ed. by Green and Grose, Vol. I, p. 332.

² Psychologie S. 41 ff., 50 ff. u. bes. 62 ff.

³ A. a. O. S. 69.

gegenseitige Aehnlichkeit der beiden betrachteten Inhalte bedingt, kann die erstere allerdings als der allgemeine Fall zur „Erklärung“ des vorliegenden besonderen Falles herangezogen werden. Aber nur eben dieser oder jener besondere Fall, nicht aber der Begriff der Aehnlichkeitsbeziehung im Allgemeinen kann in dieser Weise seine Erklärung finden: eine allgemeine Erklärung dieser Art würde einen Cirkel enthalten, indem sie die Aehnlichkeit eben auf die Aehnlichkeit zurückführte. Die Thatsache, daß sich Aehnlichkeiten zwischen unseren Bewußtseinsinhalten vorfinden, werden wir vielmehr im Allgemeinen als eine nicht weiter erklärbare Grundthatsache des psychischen Lebens betrachten müssen; womit aber natürlich, wie die eben angeführten Beispiele zeigen, einer „Erklärung“ einzelner Fälle durch Zurückführung auf allgemeinere Gesetzmäßigkeiten in keiner Weise Eintrag geschieht.

Zur Abwehr der Einwände, welche gegen die soeben nochmals formulirte Theorie erhoben worden sind, ist es nothwendig, noch einige Consequenzen derselben ins Auge zu fassen, die ich zwar bereits an anderer Stelle gezogen habe,¹ deren Wiederholung an dieser Stelle jedoch nicht zu entbehren ist.

Die Behauptung, daß ein Ton der *Ton a* sei, oder daß er ein starker Ton, ein Ton von der Klangfarbe der Clarinette sei, hat nach den obigen thatsächlichen Feststellungen eine völlig bestimmte Bedeutung: die Bedeutung nämlich einer Aussage über die Zugehörigkeit des betreffenden Tones zu den durch die betreffenden Prädicatsworte bezeichneten Gruppen ähnlicher Inhalte. Sie ist also mit anderen Worten eine Behauptung über die Aehnlichkeit des betreffenden Inhalts mit bestimmten — und zwar von früher her bekannten und in bestimmter Weise bezeichneten — Gruppen anderer Inhalte.

Soweit die Aussagen über unsere Bewußtseinsinhalte mit Hülfe von Prädicaten der angegebenen Art zu Stande kommen, ist die eben formulirte Deutung dieser Aussagen eine unmittelbare Consequenz der vorausgeschickten Theorie.²

¹ Psychologie S. 67 ff.

² Wohl zu unterscheiden von diesen Aussagen sind jene Urtheile, welche den betreffenden Inhalt in einen Erwartungszusammenhang

Ob MÜLLER diese Consequenz gezogen hat, ist aus den von SCHUMANN reproducirten Dictaten nicht mit Sicherheit zu erkennen. Gegen eine solche Annahme scheint MÜLLER's Behauptung zu sprechen, daß „das Wissen von einem Wechsel . . . nicht eine von den Empfindungen und den Vorstellungsbildern derselben wesentlich verschiedene höhere geistige Thätigkeit, ein besonderes beziehendes Wissen“ zur Voraussetzung hat.¹ Thatsächlich ist doch bereits die in den obigen einfachen Benennungsurtheilen auftretende Erkenntniß der Aehnlichkeit eines Inhalts mit anderen Inhalten etwas, was sich von „Empfindungen und ihren Vorstellungsbildern“ wesentlich unterscheidet² und was auch wohl adäquat als ein „beziehendes Wissen“ — wenn auch vielleicht nicht als eine „höhere geistige Thätigkeit“ — zu bezeichnen wäre. — Daß aber Erkenntniß größerer und geringerer Aehnlichkeiten von Inhalten thatsächlich stattfindet, wird MÜLLER kaum in Abrede stellen.

Andererseits sprechen für jene Annahme die in MÜLLER's Dictaten auf die eben angeführte Stelle folgenden Sätze. Denn wenn dort z. B. gesagt wird, daß wir uns die Bedeutung des Ausdrucks „Tontiefe“ nur durch Vorstellung einer Anzahl tiefer Töne vergegenwärtigen können, so folgt aus einer solchen Position die oben dargelegte Auffassung der Benennungsurtheile für alle diejenigen Fälle, in welchen wir uns die Bedeutung des Prädicatsworts vergegenwärtigen, d. h. nicht gedankenlos die Worte sprechen, sondern wissen, was wir mit denselben meinen.³ Auch

einordnen. Vgl. das in meiner Psychologie S. 91 ff. über „empirische“ (= Zusammenhangs-) Begriffe im Gegensatz zu den „Wahrnehmungsbegriffen“ Gesagte.

¹ A. a. O. S. 111.

² Sollte die Negation der „höheren“ geistigen Thätigkeiten an jener Stelle nur darauf weisen wollen, daß für die Zeitauffassung keine andersgearteten „Thätigkeiten“ in Frage kommen, als für die Beurtheilung einfacher Empfindungsqualitäten, so würde hiergegen von dem hier vertretenen Standpunkte aus nichts zu erinnern sein; vgl. unten Abschnitt 3 und 4.

³ Daß die (in der angegebenen Weise bestimmte) Bedeutung der Prädicatsworte nicht jedesmal in Form gesonderter Vorstellungen zu erscheinen braucht, sondern in „rudimentärer Association“ — als „fringe“ nach JAMES' Terminologie — gegeben sein kann, ohne daß das betreffende Wort darum seine Bedeutung für uns verlöre, habe ich a. a. O. gezeigt; siehe meine Psychologie S. 155 f. sowie namentlich S. 318 f.

für das „Gewohnheitsurtheil“ im Sinne STUMPF's¹ gilt das Gleiche: auch hier kann von einem Urtheil, d. h. von einer Behauptung, der seitens des Sprechenden irgend ein Sinn beigelegt wird, nur die Rede sein, wenn das Prädicatswort nicht blind associirt, sondern in seiner dem Sprechenden von früher her bekannten Bedeutung wiedererkannt wird.²

Der Urtheilsvorgang³ schließt hiernach in Fällen der bezeichneten Art außer dem beurtheilten Empfindungsinhalt zwei weitere Factoren in sich: die „Reproduction“ der Inhalte, welche die Bedeutung des Prädicatsworts bedingen, und die Erkenntniß der „Zugehörigkeit“ des beurtheilten Inhalts zu den Inhalten dieser Gruppe, oder, was dasselbe sagt, die Erkenntniß der Aehnlichkeit, die jener mit den letzteren aufweist. Die „Reproduction“, von welcher hier im Anschluß an MÜLLER's Terminologie gesprochen wird, ist natürlich nicht als Wiederauftreten der betreffenden Empfindungen, sondern nur ihrer „Vorstellungs-“ (= Gedächtnis-)bilder zu verstehen.

Der vorgetragenen Theorie nach besteht also der psychische Vorgang, welcher der Benennung eines Inhaltes zu Grunde liegt, durchaus nicht bloß in einer Association.

Welches der verschiedenen Merkmale eines Inhaltes jedesmal bezeichnet, nach welcher „Richtung“ der Inhalt beurtheilt wird, hängt der Theorie nach davon ab, welche jener verschiedenen

¹ Tonpsychologie Bd. I, S. 6.

² Vgl. meine Psychologie S. 68.

³ Die Frage nach der Existenz eines vom „Vorstellen“ verschiedenen Urtheilsvorganges würde hiernach für die in Rede stehenden Benennungsurtheile mit der Frage nach der Existenz der im Texte genannten Factoren zusammenfallen. SCHUMANN, dem die „innere Wahrnehmung“ von Urtheilsvorgängen keine Kunde giebt (a. a. O. S. 113), läßt zum Mindesten die „Reproduction“ als Factor des „Vergleichungsurtheils“ gelten (daselbst S. 117, Z. 19 v. u.). Ob ihm die innere Wahrnehmung nicht doch auch Aehnlichkeiten zwischen Empfindungen — und zwischen diesen und den Vorstellungsbildern zeigt? Meine innere Wahrnehmung läßt mir über das Dasein dieser Factoren und deren Mitwirkung im Urtheilsvorgang nicht den geringsten Zweifel.

Ein Urtheilsvorgang der Art, wie ihn BRENTANO und seine Schule dem Vorstellen entgegensetzt, liegt bei der hier betrachteten Art von Urtheilen nicht vor; diese Urtheile werden durch die BRENTANO'sche Urtheilslehre nicht erklärt, sondern überall stillschweigend vorausgesetzt. Vgl. meine Schrift „Versuch einer Theorie der Existentialurtheile“ (München, Rieger, 1894) S. 20, 21 ff.

Aehnlichkeiten uns zum Bewußtsein kommt (von uns „innerlich wahrgenommen“ wird). Die Association des betreffenden Benennungswortes ist ihrerseits von dieser Aehnlichkeitserkenntniß abhängig, wie ich an anderer Stelle betont habe.¹ Die Forderung, sich ein Merkmal eines Inhalts in abstracto vorzustellen (oder sich einen „abstracten Inhalt“ vorzustellen), kann hiernach zwar nicht in der Weise erfüllt werden, daß ein Inhalt vorgestellt würde, der nur dieses Merkmal besäße — also etwa ein Ton, der nur Höhe, aber keine Stärke, oder nur Klangfarbe, aber keine Höhe u. s. w. besäße — wohl aber in der Weise, daß ein Inhalt vorgestellt und nur hinsichtlich des fraglichen Merkmals beurtheilt wird, oder, was dasselbe heißt, daß man sich der Aehnlichkeit erinnert, die der vorgestellte Inhalt mit einer bestimmten Gruppe anderer Inhalte aufweist. Die Ausdrücke „Vorstellung eines abstracten Inhalts“, „abstracter Inhalt“, oder „abstracte Vorstellung“ sind also Abbreviaturen für „Vorstellung eines Inhaltes mit Beurtheilung desselben in bestimmter Hinsicht“ oder „Vorstellung der in bestimmter Hinsicht bestehenden Aehnlichkeit eines Inhaltes mit anderen Inhalten“.

2. Die Einwände gegen die Theorie.

Die eben gezogenen Consequenzen der vorgetragenen Theorie dürften bereits genügen, um diese vor der nominalistischen Auslegung zu bewahren, die ihr MEINONG giebt und durch die er sich zur Ablehnung der Theorie veranlaßt sieht.²

Der Vorwurf des Nominalismus wäre begründet, wenn die Theorie nur in dem zur Bezeichnung des Merkmals dienenden Worte das Gemeinsame suchte, was die verschiedenen mit diesem Worte bezeichneten Inhalte verbindet — mit anderen Worten, wenn sie dieses Gemeinsame nur darin fände, daß die genannten Inhalte sämmtlich die Fähigkeit besitzen das gleiche Wort zu associiren.

Der Wortlaut der MÜLLER'schen Dictate kann allerdings gelegentlich den Anschein erwecken, als ob MÜLLER diese Meinung vertrete. Ihre Stütze würde diese Annahme vor Allem darin finden, daß MÜLLER behauptet, alle Fähigkeiten und Erkenntnisse, die sonst auf ein „beziehendes Wissen“ zurückgeführt werden,

¹ Psychologie S. 63.

² Diese Zeitschrift 21, 234.

ließen sich dadurch erklären, daß Vorstellungen „sich in den Associationen, die sie mit anderen Vorstellungen eingegangen sind, für einander substituieren können.“¹

Die letzten Betrachtungen zeigen aber deutlich, daß mit einer Behauptung dieser Art der Sinn unserer Theorie keineswegs erschöpfend bezeichnet ist. Nicht auf die nackte Tatsache jener Associationen, sondern auf den in den verschiedenen Ähnlichkeitsbeziehungen der Inhalte gelegenen Grund der Association jener Prädicatsworte führte die Theorie die Unterscheidung der Merkmale zurück. Das Prädicatswort bezeichnet seinem Ursprung und seiner Bedeutung nach nicht diesen oder jenen einzelnen Inhalt, noch auch eine gewisse Anzahl particularer Inhalte, sondern vielmehr etwas, was all diesen Inhalten gemeinsam ist: die „allgemeine Vorstellung“, die an das Prädicatswort associirt ist und dessen Bedeutung bedingt, ist die (nicht näher zu beschreibende, aber Jedem aus innerer Wahrnehmung unmittelbar bekannte) Erinnerung an die Ähnlichkeit, welche all jene Inhalte unter einander verbindet. Wenn also unter Nominalismus die Ansicht verstanden wird, nach welcher es „nichts Universales giebt als Namen“², so kann die vorgetragene Theorie sicher nicht als eine nominalistische bezeichnet werden.

Aber freilich erhebt sich gegen die eben angegebene Consequenz der Theorie abermals ein Einwand³, der auf den ersten Blick noch weit bedenklicher scheint als der erste: der Einwand nämlich, daß die Theorie sich mit der gegebenen Erklärung im Cirkel bewege. Wir müssen, um die *distinctio rationis* zu erklären, voraussetzen, daß Ähnlichkeiten vorgestellt werden können; die Bedeutung der für die Merkmale gebrauchten Worte gründet sich auf diese Vorstellung. Ist nicht hiermit gerade dasjenige schon vorausgesetzt, was die Theorie erst erklären wollte? Verlangt nicht die „Vorstellung der Ähnlichkeit“ genau in derselben Weise eine Erklärung, wie wir diese vorher für die Vorstellung der Stärke, der Höhe, der Klangfarbe eines Tones forderten und zu leisten suchten? Ähnlichkeit

¹ A. a. O. S. 111 (vgl. MEINONG a. a. O. S. 234).

² MEINONG, *Hume-Studien I* (Sitz.-Ber. d. k. Ak. d. Wiss. in Wien, phil.-hist. Classe 87), S. 216.

³ Ausdrücklich formulirt findet sich dieser Einwand in MEINONG's oben citirter Abhandlung a. a. O. S. 246.

aber von den ähnlichen Inhalten in der Vorstellung zu trennen ist sicher keine weniger complicirte Forderung, als diejenige der Trennung von Höhe und Stärke des Tones. Die Theorie scheint also in der That die *distinctio rationis* in den einfacheren Fällen durch eine viel complicirtere *distinctio rationis* erklärt zu haben.

Allein zum Glück für die Theorie scheint es sich eben nur so zu verhalten.

Was den Schein bedingt, ist die Terminologie, auf die wir uns in Ermangelung exacterer Ausdrucksweise angewiesen sehen. Wenn davon die Rede ist, daß die an ein Prädicatswort associirte Vorstellung diejenige einer bestimmten Art von Aehnlichkeit sei, so wird hiermit allerdings der Anschein erweckt, als müßte eine „abstracte Vorstellung von Aehnlichkeit“ gebildet sein, um die abstracte Vorstellung des betreffenden Merkmales — der Tonhöhe, Stärke u. s. w. — zu ermöglichen. Nun kann zwar, wie unten zu besprechen sein wird, die „abstracte Vorstellung von Aehnlichkeit“ gebildet werden und zwar auf Grund desselben Mechanismus, wie bei den genannten „Merkmalen“. Allein in den Fällen der in Rede stehenden Art wird sie nicht gebildet und ihre Bildung ist für diese Fälle in der That nicht erforderlich. Alles, was für diese nach der vorgetragenen Theorie erfordert wird, ist vielmehr nur die Erkenntniß von Aehnlichkeit zwischen concreten Inhalten, sowie die Erinnerung an solche Erkenntniß. Diese Aehnlichkeits-erkenntniß fällt aber mit der abstracten Vorstellung von Aehnlichkeit in keiner Weise zusammen. In den (Jedem unmittelbar bekannten) Erlebnissen, die wir bezeichnen, wenn wir das Grün auf einem Bilde für „dasselbe“ erklären, wie das Grün der Wiese vor dem Fenster und als „verschieden“ von dem Blau des Himmels, oder den Ton einer Glocke als „denselben“ wie das *a* der großen Octave unseres Claviers und als „verschieden“ von dem eingestrichenen *c*, wird Niemand die abstracten Vorstellungen von Aehnlichkeit und Verschiedenheit entdecken können, während ihm die Aehnlichkeit jener Inhalte unmittelbar erkennbar ist; und ebensowenig setzt die Erinnerung an Erlebnisse dieser Art jene abstracte Vorstellung voraus. Nur Erlebnisse dieser Art aber waren es, welche unsere Theorie für die Erklärung der *distinctio rationis* zu Grunde legte. Man sieht, daß eine „Unterscheidung zwischen der Aehnlichkeit und den ähn-

lichen Gegenständen“, die MEINONG¹ für eine Voraussetzung der gegebenen Erklärung hält, in diesen Erlebnissen nicht vorliegt; diese Erlebnisse sind uns Allen unmittelbar bekannt, ohne daß wir eine solche Scheidung vollziehen und ohne daß wir auch nur zu verstehen brauchen, was mit einer solchen Scheidung gemeint sein mag.

Der Einwand des Cirkels scheint mir hiernach die vorgetragene Theorie so wenig zu treffen, als der Vorwurf des Nominalismus.

MEINONG deutet gelegentlich an, in welcher Richtung er selbst die Lösung des Abstractionsproblems sucht. Seine Meinung ist, daß der Abstractionsproceß durch eine Leistung der Aufmerksamkeit zu Stande kommt, die auf das eine oder das andere Merkmal gerichtet wird, während die übrigen nicht beachtet werden.² Unsere Theorie steht zu dieser Lösung des Problems thatsächlich nicht im Gegensatz, sondern sie giebt ihr nur eine bestimmtere Form. Während jene von MEINONG angedeutete allgemeine Form der Lösung die Abstraction auf den Begriff der Aufmerksamkeit zurückführt, der einer Erklärung gewiß nicht minder bedürftig erscheint, als der Abstractionsvorgang selbst, andererseits aber keine Auskunft darüber giebt, wie die Aufmerksamkeit an der thatsächlich untrennbaren Einheit eines concreten einfachen Inhalts verschiedene „Seiten“ zu unterscheiden vermag, giebt unsere Theorie nicht nur eine völlig bestimmte Antwort auf die letztere Frage, sondern sie zeigt zugleich den elementaren Thatbestand, auf welchen sich in diesem Falle die Bedeutung des vieldeutigen und erklärungsbedürftigen Begriffs der Aufmerksamkeit zurückführen läßt. Die „Aufmerksamkeit“ auf das eine oder das andere Merkmal eines Inhalts ist nichts Anderes, als die Erkenntnis seiner Aehnlichkeit mit den Inhalten der einen oder der anderen Aehnlichkeitsgruppe: je nachdem wir seine Aehnlichkeit mit den Inhalten der einen oder der anderen Gruppe erkennen (bezw. uns dieser Aehnlichkeit erinnern), sagen wir, daß wir auf das eine oder auf das andere seiner Merkmale achten.

¹ *Hume-Studien* I, 247.

² *Hume-Studien* I, 196 f.

Die vorgetragene Theorie leistet also nicht nur dasjenige, was MEINONG von der richtigen Lösung des Problems fordert, indem sie thatsächlich das Problem „auf die Phänomene der Aufmerksamkeit und Ideenassociation zurückführt“¹, sondern sie giebt noch weit mehr als verlangt war, indem sie für das hier in Betracht kommende „Phänomen der Aufmerksamkeit“ selbst die Erklärung darbietet.

3. Die *distinctio rationis* bei complexen Inhalten.

Wie die einfachen Inhalte, so zeigen auch Complexe von Inhalten Aehnlichkeiten unter einander nach verschiedenen Richtungen. Auch sie lassen sich nach diesen Aehnlichkeiten in Gruppen anordnen, und es lassen sich an ihnen wiederum gemäß ihrer Zugehörigkeit zu der einen und der anderen dieser Gruppen Merkmale verschiedener Art unterscheiden. Und zwar werden auch hier ebensoviele Merkmale eines Complexes zu unterscheiden sein, so vielen verschiedenen Gruppen ähnlicher Complexe er angehört, d. h. so viele verschiedene Arten von Aehnlichkeiten dieses Complexes mit anderen Complexen sich finden.

Diese Aehnlichkeiten der Complexe sind nun aber keineswegs überall durch die Aehnlichkeiten ihrer entsprechenden Theilinhalte bedingt. Vielmehr finden sich Aehnlichkeiten zwischen Complexen auch bei weitgehendster Verschiedenheit der entsprechenden Theilinhalte. Wir haben es also hier mit neuen und von den Aehnlichkeiten der Theilinhalte unabhängigen Arten der Aehnlichkeit von Complexen zu thun. Entsprechend diesen Aehnlichkeiten kommen den Complexen neue Merkmale zu, durch die sich der Complex von der bloßen „Summe“ seiner Theilinhalte unterscheidet.

Aehnlichkeiten dieser Art, die sich nur an den Complexen, nicht aber an ihren Theilinhalten finden, sind allbekannt. Es gehören hierher vor Allem diejenigen Aehnlichkeiten, die zur Entstehung des Begriffs gleicher und verschiedener Anordnung von Inhalten Anlaß geben. Alle Complexe, „in welchen ein Inhalt *a* auf einen Inhalt *b* folgt“, weisen unter einander eine Aehnlichkeit auf, die sie mit den Complexen „entgegengesetzter

¹ *Hume-Studien* I, 198.

Anordnung“ nicht aufweisen: die verschiedenen Begriffe solcher Anordnung entstehen für uns nach der vorgetragenen Theorie eben durch die Erkenntnis dieser Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten. Ebenso gehören hierher die Aehnlichkeiten von Melodien, die, von verschiedenen Tönen ausgehend, in „gleichen Intervallen“ fortschreiten, die Aehnlichkeiten von Figuren, die an verschiedenen Stellen des Gesichtsfeldes in „gleicher Form“ wahrgenommen werden u. s. w. Die Begriffe gleicher Intervalle (gleicher „Melodie“), gleicher Form u. s. w. entstehen auf Grund solcher Aehnlichkeitserkenntnis.

Die Merkmale, die wir von den Complexen auf Grund dieser neuen, nur den Complexen eigenthümlichen Arten der Aehnlichkeit aussagen, nennen wir Gestaltqualitäten der Complexe.

Zu den so definirten Gestaltqualitäten gehören also nach dem Vorigen auch die — von MÜLLER a. a. O. aus der vorgetragenen Theorie abgeleiteten — Begriffe der verschiedenen Arten zeitlicher Ordnung. Bestimmte, uns geläufige Arten von Aehnlichkeiten zwischen Complexen geben uns zur Bildung dieser Begriffe in derselben Weise Anlaß, wie die Aehnlichkeiten der Töne uns zur Bildung der Begriffe von Tonhöhe, Stärke u. s. w. veranlassen.¹ Es gehören aber ferner zu den in der angegebenen Weise definirten Merkmalen noch eine große Reihe weiterer Begriffe — nämlich genau so viele, als sich verschiedene, von den Aehnlichkeiten der Theilinhalt unabhängige Arten von Aehnlichkeit zwischen Complexen finden. Jeder der oben angeführten Arten von Aehnlichkeiten der Complexe entsprechen bestimmte Merkmale dieser Art: die gleiche Form, die wir an verschiedenen Punktsystemen, die gleiche Melodie, die wir an verschiedenen Tonfolgen, die gleiche Klangfarbe, die wir an verschiedenen Zusammenklängen bemerken², sind „Gestaltqualitäten“ in dem hier definirten Sinne des Wortes.

¹ Das Merkmal der Dauer und die Unterschiede „constanter“ und „veränderlicher“ Inhalte finden sich schon an einheitlichen Inhalten; vgl. Psychologie Cap. III, bes. S. 132. Die Frage, wie weit sich diese Qualitäten ev. als „Gestaltqualitäten unanalysirter Inhalte“ auffassen lassen, ist auf Grund der in jenem Capitel aufgestellten Principien — unter Bezugnahme auf die S. 164—165 gegebene Definition — in jedem einzelnen Falle zu entscheiden.

² Ueber die hierin liegende Ausdehnung des Begriffs Gestaltqualitäten auf unanalysirte Complexe vgl. Psychologie S. 164 f.

Dafs einer jeden der genannten Aehnlichkeiten eines Complexes mit anderen ein neues Merkmal des Complexes im Gegensatz zu den sämtlichen Merkmalen seiner Theilinhalte entsprechen mufs, scheint SCHUMANN entgangen zu sein. Er hätte sich sonst dem EHRENFELS'schen Begriff der Gestaltqualitäten gegenüber nicht wohl einfach ablehnend verhalten können — er hätte vor Allem nicht davon sprechen können, dafs diese Qualitäten „direct nicht nachweisbar“ seien¹ — sondern er hätte suchen müssen, den Begriff der Gestaltqualitäten der MÜLLER'schen Theorie entsprechend zu bestimmen, wie ich es im Vorigen gethan habe.

In der That stimmt der oben gewonnene Begriff der „Gestaltqualitäten“ in allem Wesentlichen mit demjenigen überein, welchen EHRENFELS in seiner bekannten Abhandlung² definirt hat. Die Verschiedenheit des im Vorigen gewonnenen Ergebnisses von demjenigen der EHRENFELS'schen Darstellung ist, so viel ich sehe, nur eine terminologische. EHRENFELS bezeichnet die Gestaltqualitäten nicht als Merkmale, sondern als „positive Vorstellungsinhalte“³, die zu den Elementen der betreffenden Complexen hinzutreten. Allein jene Vorstellungsinhalte sind nach ihm „an das Dasein dieser Complexen gebunden“ — was doch wohl so zu verstehen ist, dafs sie nichts von diesen Complexen Trennbares, sondern etwas nur mit und in ihnen Auftretendes sind, in derselben Weise, wie die Merkmale eines einfachen Inhaltes (Tonhöhe, Intensität u. s. w.) nicht von diesem getrennt, sondern nur in und mit ihm vorstellbar sind. Auch diese Merkmale werden vielfach als „Inhalte“ bezeichnet; entsprechend dieser Terminologie wäre natürlich auch den Gestaltqualitäten der Name „positiver Vorstellungsinhalte“ nicht zu versagen. Aber die einen wie die anderen sind nicht concrete, sondern „abstracte“ Inhalte.⁴ Was oben über die Bedeutung dieses Ausdrucks und die

¹ A. a. O. S. 135.

² *Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos.* 14, 249 ff.

³ A. a. O. S. 262.

⁴ Ich möchte mich aus diesem Grunde nicht der Terminologie MEXNONG's anschliessen, der die Gestaltqualitäten als „fundirte Inhalte“ (*diese Zeitschr.* 2, 215 ff.) oder „Gegenstände höherer Ordnung“ (*das.* 21, 190 f.) bezeichnet; während ich dem Ausdruck „fundirte Merkmale“ nichts entgegenzuhalten hätte (vgl. *Psych. Anm.* 41 zu S. 70).

Vorstellungsmöglichkeit „abstracter Inhalte“ gesagt wurde, muß somit auch auf die EHRENFELS'schen Gestaltqualitäten Anwendung finden.

Besteht hiernach zwischen dem im Vorigen gewonnenen Begriff der Gestaltqualitäten und der von EHRENFELS definirten Bedeutung dieses Begriffs keinerlei Unterschied, so ist doch — entsprechend einer oben für die einfachen Inhalte gemachten Bemerkung — auf eine Differenz hinzuweisen, die sich hinsichtlich der Anwendung des fraglichen Begriffs in einer bestimmten Hinsicht ergibt.

Die im Vorigen gegebene Ableitung des Begriffs der Gestaltqualitäten stützte sich auf die Thatsache bestimmter Aehnlichkeiten von Complexen. Der gewonnene Begriff ist nichts als der einfache Ausdruck dieses Thatbestandes. Er soll diesen Thatbestand in keiner Weise erklären, sondern er soll nur zur Bezeichnung desselben dienen. In der That würde es gemäß der Ableitung dieses Begriffs keinen Sinn haben, jene Aehnlichkeiten durch die „Uebereinstimmung der Gestaltqualitäten“ erklären zu wollen, da eine solche Erklärung denselben Cirkel enthalten würde, der oben in der Scheinerklärung der Aehnlichkeit einfacher Inhalte aus den „gemeinsamen Merkmalen“ aufgezeigt wurde. Nicht die Gestaltqualitäten, sondern die Aehnlichkeiten, auf welche sich dieser Begriff gründet, sind das primär Gegebene: die letzteren können daher nicht auf die ersteren zurückgeführt werden.

EHRENFELS scheint diesen Thatbestand zu übersehen, wenn er¹ seinen Beweis für die Existenz der Gestaltqualitäten mit den Worten beschließt: „es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß die Aehnlichkeit von Raum- und Tongestalten auf etwas Anderem beruht als auf der Aehnlichkeit der Elemente“. Diese Worte lassen schließen, daß die Gestaltqualitäten als Mittel zur Erklärung der Aehnlichkeiten angenommen werden, während nach der obigen Darlegung der Begriff der Gestaltqualität nur der Ausdruck für das Vorhandensein jener Aehnlichkeiten ist. Die „unausweichliche Stringenz“ des EHRENFELS'schen Beweises besteht nur, wenn man die Forderung einer Erklärung der betreffenden Aehnlichkeiten als be-

¹ A. a. O. S. 260.

rechtigt erkennt. Die Thatsache dieser Aehnlichkeiten und die darauf gegründete Unterscheidung der Gestaltqualitäten als besonderer Merkmale der Complexe bedarf dagegen eines besonderen Beweises überhaupt nicht, da sie als Thatsache der „inneren Wahrnehmung“ Niemandem unbekannt bleiben kann.

Was die Classification der Gestaltqualitäten, die Besprechung ihrer wichtigsten Specialfälle und einer Reihe auf dieselben bezüglicher Gesetzmäßigkeiten angeht, darf auf früher von EHBENFELS¹, MEINONG² und mir selbst³ Gesagtes verwiesen werden. Nur einige — theils neue, theils trotz früher gegebener Erklärungen abermals aufgetauchte — Mißverständnisse sollen hier noch kurz zur Sprache kommen.

Ein Theil dieser Mißverständnisse läßt sich in der Frage zusammenfassen: „Wozu die Annahme von Gestaltqualitäten, da wir doch in den Relationen der Bestandtheile des Complexes ein völlig genügendes Mittel zur Erklärung jener besonderen Arten von Aehnlichkeit besitzen?“

Mißverständlich ist an dieser Frage erstlich die schon im Vorigen zurückgewiesene Meinung, als ob die Aehnlichkeiten der Complexe durch die Gestaltqualitäten erklärt werden sollten; mißverständlich ist ebenso die Meinung, daß die Gestaltqualitäten nur eine „Annahme“ seien, während im Vorigen die empirischen Thatbestände aufgezeigt worden sind, die durch diesen Begriff ihre Bezeichnung finden. Diese beiden Punkte bedürfen hier nicht nochmaliger Erläuterung. Weiter aber ist es ein Mißverständniß, wenn man meint, durch die „Relationen“ den Begriff der Gestaltqualitäten zu ersetzen: denn die Relationen sind selbst Gestaltqualitäten im oben definirten Sinne des Wortes. Wer also die Gestaltqualitäten allgemein durch die Relationen ersetzen will, will in der That nur die Gesammtheit der ersteren auf eine bestimmte Classe derselben zurückführen.

Daß aber diese Zurückführung nicht zulässig ist, ergibt sich daraus, daß wir die Aehnlichkeiten, auf die sich der Begriff der

¹ A. a. O.

² *Diese Zeitschrift* 2, 245 f.

³ *Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos.* 17, 60 ff.; *Psychologie* S. 70 f., 164 ff., 202, 217 f. u. mehrfach.

Gestaltqualitäten gründet, auch bei größeren Complexen unmittelbar erkennen können, ohne uns von der Gleichheit der einzelnen Relationen zwischen den entsprechenden Bestandstücken zu überzeugen. Richtig ist, daß zwischen diesen Relationen und jenen Gestaltqualitäten „höherer Ordnung“ gesetzmäßige Beziehungen bestehen, so daß einer bestimmten Constellation der ersteren jeweils eine völlig bestimmte Gestaltqualität der letzteren Art entsprechen muß. Aber einerseits enthält eben dieser Begriff der „Constellation“ der Relationen bereits eine „höhere“ Gestaltqualität in sich, die sich nicht in die einzelnen Relationen auflösen läßt; andererseits würde die Beschreibung der That-sachen unvollständig werden, wollte man die auf Aehnlichkeiten größerer Complexe im Ganzen gegründeten Merkmale dieser Complexe vermöge jener Gesetzmäßigkeiten durch die Relationen ersetzen, da die Erkenntnis jener Merkmale mit der Erkenntnis dieser Relationen eben nicht zusammenfällt.

Ein Mißverständniß ähnlicher Art giebt sich kund in dem Versuche, die Gestaltqualitäten durch „Gefühle“ zu ersetzen. Soll die Aehnlichkeit etwa zwischen den in verschiedenen Höhenlagen gespielten Tonschritten gleichen Intervalls „auf einem in beiden Fällen gleichen Gefühle beruhen“, so darf dieses Gefühl nicht ein an diese Tonschritte bloß associirtes sein, sondern es muß durch die betreffenden Complexe bedingt, etwas dieser und nur dieser Art von Complexen Zugehöriges sein, was nur in und mit Complexen auftritt. Denn anderenfalls könnte ja dieselbe Art von Aehnlichkeit auch zwischen diesen Complexen und ganz anders zusammengesetzten Complexen bestehen, wenn nur auf Grund irgend welchen Zusammentreffens dasselbe Gefühl sich an die letzteren associirte.¹ Eine Gefühlsqualität aber, die in der genannten Weise an bestimmte Complexe gebunden aufträte, wäre ex definitione als eine Gestaltqualität dieser Complexe zu bezeichnen. Ob man die Gestaltqualitäten allgemein als „Gefühle“ bezeichnen will, ist eine Frage für sich; ich für meinen Theil kann einen bestimmten Lust- oder Unlustcharakter an den Gestaltqualitäten durchaus nicht überall entdecken — während

¹ Ob es überhaupt erlaubt sei, von einer Association der Gefühle zu sprechen, ist eine Frage, die hier nicht erörtert werden soll, — die aber wohl kaum anders als negativ zu beantworten sein wird.

ich allerdings umgekehrt nicht anstehen würde, alle bestimmten Lust- oder Unlustfärbungen unserer Erlebnisse auf Gestaltqualitäten zurückzuführen.

4. Die „Vergleichungsurtheile“.

Der Mechanismus der sogenannten Vergleichungsurtheile ergibt sich aus den Betrachtungen des vorigen Abschnitts in derselben Weise, wie wir im ersten Abschnitt aus der Analyse der *distinctio rationis* bei einfachen Inhalten über den Mechanismus der Prädication dieser Inhalte Aufschluß erhielten. Wenige Worte werden genügen, um die vollkommene Analogie beider Arten von Urtheilen hervortreten zu lassen.

Zu den im Vorigen definirten Gestaltqualitäten gehören, wie alle Relationen, so auch speciell die Begriffe der Aehnlichkeit und ihrer verschiedenen Grade. Nicht als ob die psychischen Thatsachen, die wir bezeichnen, wo wir davon sprechen, daß wir zwei Inhalte als ähnlich, einen dritten als mehr oder minder ähnlich mit dem ersten im Gegensatz zum zweiten erkennen, den Begriff der Gestaltqualitäten bereits voraussetzten; nur die Begriffsbildungen, die wir anwenden, wo wir diese Urtheile aussprechen, gründen sich auf den im Vorigen beschriebenen Proceß. Indem wir zwei Inhalte für ähnlich, ein anderes Paar von Inhalten für minder ähnlich erklären als das erste, haben wir bestimmte Eigenthümlichkeiten dieser aus je zwei Inhalten bestehenden Complexe bezeichnet: nicht ein Merkmal eines Inhaltes, sondern dasjenige eines Complexes von zwei Inhalten wird durch die Behauptung der Aehnlichkeit dieser Inhalte getroffen. Wie wir uns, um die Bedeutung des Wortes „Tontiefe“ zu verstehen, solcher Töne erinnern¹ müssen, die wir bisher als tiefe Töne zu bezeichnen gelernt haben, so müssen wir uns, um die Bedeutung des Wortes Aehnlichkeit zu verstehen, solcher Paare (bezw. größserer Complexe) von Inhalten erinnern, die wir bisher als „Paare ähnlicher Inhalte“ zu bezeichnen gelernt haben; und um ein neu vorgelegtes Paar mit diesem Prädicate zu belegen, müssen wir nicht nur die Bedeutung des Prädicate-

¹ Vgl. jedoch die Fußnote zu S. 15.

wortes in dieser Weise uns vergegenwärtigen, sondern zugleich die Zugehörigkeit des vorgelegten Paares zu der bisher mit dem Prädicate belegten Gruppe von Complexen, d. h. die Aehnlichkeit des ersteren mit den letzteren erkennen.

Diese Aehnlichkeitserkenntniss setzt, wie oben gezeigt, noch nicht die „abstracte Vorstellung“ von Aehnlichkeit voraus: die letztere ist vielmehr, wie die gegenwärtige Betrachtung zeigt, geradeso auf die Erkenntniss bestimmter Aehnlichkeiten zwischen Complexen gegründet, wie die abstracten Vorstellungen der Merkmale einfacher Inhalte auf bestimmte Aehnlichkeiten dieser Inhalte.

Die Vergleichungsurtheile, welche über Aehnlichkeit, Verschiedenheit und deren verschiedene Grade zwischen zwei (einfachen oder complexen) Inhalten eine Behauptung aufstellen, setzen sich hiernach aus folgenden Factoren zusammen. Erstlich müssen für jedes solche Urtheil die beiden zu vergleichenden Inhalte — entweder beide als Empfindungen, oder einer oder beide in Form von Gedächtnisbildern — dem Bewusstsein gegenwärtig sein. Weiter aber muß, damit das Urtheil über die Aehnlichkeit dieser Inhalte in bestimmter Hinsicht, ev. über den Grad ihrer Verschiedenheit (Distanz) zu Stande komme, der Complex der gegebenen beiden Inhalte als zugehörig zu derjenigen Gruppe solcher Complexe erkannt werden, durch welche in der vorhin angegebenen Weise die Bedeutung des Begriffs der „Aehnlichkeit in der betr. Hinsicht“, event. des „besonderen Grades der Verschiedenheit“ seine Bestimmung erhalten hat. Dieser zweite Factor des Vergleichungsurtheils ist seinerseits zusammengesetzt aus der Nachwirkung eben dieser zuletzt genannten Complexengruppe und der Erkenntniss der Aehnlichkeit des neuen Complexes mit jenen früheren.

Der Mechanismus des Vergleichungsurtheils ist hiernach völlig gleichartig demjenigen des Benennungsurtheils bei einfachen Inhalten, nur daß an Stelle des einfachen Inhalts ein Complex von (mindestens) zwei Inhalten getreten ist und das beurtheilte Merkmal dieses Complexes eben dasjenige ist, welches wir als die betreffende zwischen diesen Inhalten bestehende Vergleichungsrelation zu bezeichnen gelernt haben.

Zur Verdeutlichung des Gesagten mag das Beispiel einer Vergleichung bestimmter Verschiedenheitsgrade, das Intervall-

urtheil im Tongebiete dienen. Wir bezeichnen mit den bekannten Intervallnamen bestimmte Gestaltqualitäten zweigliedriger Toncomplexe, deren Begriff wir in der früher beschriebenen Art auf Grund unmittelbar vorgefundener Aehnlichkeiten solcher zweigliedrigen „Melodien“ gewinnen. Um den „Höhenunterschied“ zweier Töne zu beurtheilen, also etwa den vorgelegten Tonschritt $f-b$ als „Quarte“ zu erkennen, ist die Erinnerung an diejenige Gruppe solcher Complexe erforderlich, die dem Worte „Quarte“ seine — uns von früher her bekannte — Bedeutung gegeben hat: nur indem wir den vorgelegten Melodienschritt als zugehörig zu dieser Gruppe erkennen, können wir den Abstand¹ der beiden Töne als denjenigen einer „Quarte“ beurtheilen, ohne den bisherigen Sinn dieses Wortes zu alteriren.

Die Frage, was es heiße, auf die Distanz der Glieder im Gegensatz zu anderen Merkmalen des Complexes seine Aufmerksamkeit zu richten, beantwortet sich analog der früher über die „Aufmerksamkeit auf ein Merkmal“ bei einfachen Inhalten gestellten Frage.

Die Unterordnung der von SCHUMANN² angeführten Fälle unter die vorgetragene Theorie ergibt sich ohne Weiteres. Die Beurtheilung des „continuirlich wachsenden Tones“ ist nicht bloß auf diesen Inhalt, sondern auch auf diejenigen „Vorstellungsbilder“ gegründet, auf die sich für uns die bisherige, geläufige Bedeutung der gebrauchten Worte gründet und zu welchen der vorgefundene Inhalt als „zugehörig“ erkannt wird. Warum eine Tonempfindung constanter Intensität ein anderes Urtheil bedingt, als eine solche von zunehmender Intensität, ist hiernach ohne Weiteres klar; daß aber das in Rede stehende Urtheil über den „continuirlich wachsenden Ton“ nur von dem Ver-

¹ Ich habe bereits früher (Ps. S. 192) darauf hingewiesen, daß der auf Grund unmittelbarer Aehnlichkeitserkenntniß bei zweigliedrigen Complexen gewonnene Begriff der Distanz ihrer Glieder nichts mit dem Distanzbegriff gemein hat, den man in künstlicher Weise durch die Anzahl der zwischen den beiden Gliedern gelegenen „ebenmerklichen Abstände“ definirt hat. Man darf sich daher auch nicht wundern, wenn die auf Grund letzterer Definition experimentell bestimmten „Distanzen“ mit den Ergebnissen der unmittelbaren Vergleichung nicht übereinstimmen.

² A. a. O. S. 115.

hältniß der successiven Intensitäten und nicht von der Anfangsintensität abhängt, liegt eben daran, daß über eine Gestaltqualität geurtheilt wird, die ex definitione von der absoluten Beschaffenheit der Theilinhalte unabhängig ist.

Auf die specielle Anwendung der im Vorigen gewonnenen Ergebnisse zur Erklärung der Zeiturtheile und der Veränderungsauffassung, deren Principien ich anderwärts¹ entwickelt habe, gedenke ich demnächst zurückzukommen.

¹ Psych. S. 128 ff., 141 f.

(Eingegangen am 12. October 1899.)
